


Nr. 116. Bromberg, den 5. Juni 1928.

# Das Kollegium von Kleckerfeld.

## Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

(15. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

### XIV.

### Der Sechser.

Die Schützenzunft zählte mit den in der letzten Morgensprache aufgenommenen Rekruten einhundertdreiundsiebzig Mitglieder, und alle fühlten sich in ihrem Major getroffen. Die Luft war geladen mit Elektrizität. Für Busacker war in der Stadt kein Raum mehr, es mußten Mittel und Wege gesucht werden, ihm den Aufenthalt unmöglich zu machen. Aber zunächst hatte das Schöffengericht das Wort.

Auch Cornelius Pfau war irre geworden an seinem Mieter. An einer gerichtlichen Verurteilung war nicht zu zweifeln. Konnte Pfau mit einem bestraften Menschen unter einem Dache hausen? Auch geschäftliche Rücksichten wollten gewertet sein. Pfaus Geldbeutel gestattete zwar nicht, daß er der Zunft angehörte, aber er hatte doch so mancherlei Vorteile, hatte zum Schützenfest Dutzende von grünen Röcken aufzubügeln. Wenn er die Beziehungen zu Busacker nicht abbrach, drohte ein Boykott.

Seine Frau war milder gesonnen. „Herr Busacker ist ein solider Mieter, und das andere geht uns nichts an. Lobedanz läßt nie bei dir arbeiten und hat es verdient, daß ihm einmal die Wahrheit gesagt wird."

Frau Pfau war aber doch nicht blind gegen die Fehler ihres Mieters. „Es ist schlimm, daß er sich eine Flinte gekauft hat. In den ersten Nächten habe ich überhaupt nicht schlafen können. Aber ihm steckt der Krieg noch in den Knochen. Im Felde sind die Männer verdorben."

Das war keine Bosheit für ihren Mann. Er hatte nie ein anderes Mordgewehr als die Nadeln in den Händen gehabt.

Karsten Busacker ging mit der Büchse durch die Straßen. Das tat seiner Stellung erneut Abbruch, wenn an ihr überhaupt noch etwas zu brechen war. Es war ein Zeichen von Gemütsroheit, wenn er noch eine Schußwaffe anfaßte, nachdem er um ein Haar ein Menschenleben vernichtet hatte.

Großmutter Pommerenke, die Strümpfe strickend am Fenster saß, sagte zu ihrer Tochter: „Wenn ich auf den Scherenschleifer geschossen hätte, würde ich mir die Augen aus dem Kopfe schämen!" — „Kannst du auch schießen?" fragte staunend der achtjährige Enkel.

Die Großmutter entrüstete sich: „Sei nicht naseweis, dummer Bengel!"

Wie ein Fremdkörper im Organismus von Kleckerfeld wurde Busacker empfunden.

Während die Frauen ihm den Scherenschleifer nicht vergessen konnten, kreideten die Männer ihm besonders den Fall Lobedanz an.

Unbekümmert, als gäbe es keine Firma Suerbier und Lobedanz, schritt Busacker den Birkenweg entlang. Er wollte nach dem Pielk, der Wiese, die in den Wald hineinstieß. Vielleicht glückte es ihm heute, den Sechser, der ihn schon seit Ende der Schonzeit genarrt hatte, vors Rohr zu bekommen. Der Bürgermeister hatte ihm als Ausgleich gleich für den Suerbierschen Schreck einen Bock freigegeben.

Rechts und links vom vernarbten Feldweg stand wogendes Korn. Es war Anfang Juli, in wenigen Tagen begann die Ernte. Busacker freute sich, daß die Felder noch nicht leer waren; er mochte keine Stoppeln, die langsam verdorrten.

Schmale Ackerwege, auf beiden Seiten durch Knicks abgegrenzt, schoben sich an den Birkenweg. Auf einem Knick, im Halbschatten von Gesträuch und jungen Bäumchen, sah Busacker einen Menschen. War wieder jemand beim Schlingenlegen? Unhörbar schlich er sich heran.

Nein, dort war kein Mensch auf verbotenen Wegen. An der Böschung des Knicks lehnte Grete Moormann, die Hände unterm Nacken.

„Ich hatte Sie eben in einem schlimmen Verdacht. Einem Wilderer glaubte ich auf der Spur zu sein."

Sie errötete ein wenig. „Vielleicht bin ich auch ein Wilderer. Kornblumen habe ich gepflückt, und nun liege ich schon eine Viertelstunde faul in der Sonne."

„Darf ich einen Augenblick neben Ihnen niederhocken? Es soll Ihnen auch nicht so gehen wie dem armen Tölpel von Scherenschleifer, dem übrigens meine Schrotkörner nicht geschadet haben, — er bereist schon wieder die Dörfer, ist also bis auf weiteres ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft."

„Bis auf weiteres?"

„Solange, bis er sich ertappen läßt, daß er etwas hat mitgehen heißen, was ihm nicht gehört. Dann hört sein Nutzen für einige Monate auf."

„Ich möchte wohl wissen —"

„Fragen Sie nur, Fräulein Moormann!"

„Sind Sie auch so sorglos gewesen wie heute, als Sie mit dem Suerbier nach Hause gegangen sind!"

„Mir war ganz jämmerlich zumute, und vielleicht ist die folgende Nacht die schlechteste gewesen, die ich je erlebt habe, Krieg und Schützengraben eingerechnet. Aber verraten Sie es nicht, sonst verliere ich den Ruf eines weidgerechten Jägers."

„Ich könnte kein Jäger sein," sagte Grete Moormann einfach.

„Ich will jetzt auch nicht schießen, nur neben Ihnen den Sommertag genießen."

„Das dürfen Sie gern."

Weit weg, auf die andere Seite des Knicks, schob Busacker die Büchse, sie vertrug sich nicht mit dem hellen Kleid von Grete Moormann.

„Seit ich hier liege, ist schon die Lerche über mir und jubelt."

„Sommer und Lerchensang gehören zusammen —".

„Man könnte die Augen schließen und glauben, es gäbe in Kleckerfeld keine Kinderschule."

„Die Vier- und Fünfjährigen machen Ihnen zu schaffen?"

„Wenn schon. Dafür sind sie auch anhänglich und dankbar für jede Freude.

Nur —."

„Was ist mit diesem Nur?"

„Man kann es schwer in Worten sagen. Wie eine Lücke ist es. Eine stille Nachmittagsstunde im Feld gehört auch in die Lücke."

„Kennen Sie den „König Sommer" von Gustav Falke, Fräulein Moormann?"

Sie nickte dem Korn zu und hörte eine warme Mannesstimme, die des Sommers Majestät pries.

König Sommer bereist sein Land
bis an die fernsten Grenzen;
die Ähren küssen ihm das Gewand,
er segnet sie alle mit reicher Hand,
wie stolz sie nun stehen und glänzen!
Es ist eine Pracht unterm neuen Herrn,
ein sattes Genügen, Genießen,
und jedes fühlt sich im innersten Kern
so reich und tüchtig. Der Tod ist fern,
und des Lebens Quellen fließen."

„Des Lebens Quellen fließen —" wiederholte Grete Moormann. „Das Kornrauschen könnte das Rauschen der Quelle sein. Aber die Verse haben auch ein Nur. Es steckt im Schluß."

„Mir ist die letzte Strophe entfallen."

Da sprach sie Grete Moormann, schlicht und leise.

„König Sommer auf rotem Roß
hält auf der Mittagsheide,
Müdigkeit ihn überfloß;
er träumt von einem weißen Schloß
und einem König in weißem Kleide."

Busacker antwortete: „Alles Schöne und Große und Starke hat sein Nur, seine Lücke, seine Kehrseite. Dieser Nachmittag auch. Ich müßte mir Vorwürfe machen, daß ich hier neben Ihnen sitze."

„Das sollen Sie nicht!" wehrte Grete Moormann ab. „Die Straßenspione reichen auch nicht bis zu diesem Knick."

„Wenn Sie sich ebenso wenig wie ich um Kleckerfelder Normen kümmern, möchte ich Sie wohl um etwas bitten. Aber Sie dürfen nein sagen."

Fragend sah Grete Moormann ihn an.

„Hätten Sie Lust, mit nach dem Pielk zu kommen? Ich bin einem edlen Sechser auf der Spur."

„Warum sollte ich nicht mit Ihnen kommen?" sagte Grete Moormann, stand auf und klopfte ihr Kleid ab. „Der Pielk ist nicht weit, und zum Abendessen sind wir wieder im Hause."

Im Gleichschritt gingen sie nebeneinander her.

„Sie sind gern Jäger?"

„Sicher kein leidenschaftlicher. Aber köstliche Stunden des Alleinseins hat mir die Jagd schon beschert. Auf dem Fleck, wohin ich Sie führen will, kenne ich jeden Zweig, weiß genau, wo verdorrte Disteln ihre braunen Köpfe hängen lassen, sehe auf den ersten Blick, ob ein neuer Maulwurfshaufen hinzugekommen ist. Alleinsein mit Strauch und Baum ist etwas, was Ähnlichkeit hat mit unserer Morgenstunde auf dem Brocken."

„Wenn ich nun mit Ihnen gehe, sind Sie nicht allein, also —"

„Auf dem Brocken waren wir auch zusammen und doch allein."

Vom Walde sprang ein mit dichtem Gestrüpp bewachsener Hügel auf einige Schritte in die Wiese hinein. Hinter einem Weidenbusch, der noch genügend Sicht bot, kauerte Busacker, in der Rechten die gespannte Flinte. Neben ihm kniete Grete Moormann, scharf nach allen Seiten ausspähend.

Hundert Meter weiter links war der Wechsel. Wenn der Bock heute abend auf Schußweite vorüberzog, sollte er auf die Decke.

Eine halbe Stunde verging, und kein Wort fiel. Grete Moormann war für Busacker nicht mehr da. Nur dem Bock galt Auge und Ohr. Die Sonne war in den Tannenwald gesunken.

„Wenn er in den nächsten zehn Minuten nicht kommt, können wir nach Hause gehen, dann haben wir umsonst gewartet," flüsterte Busacker. Harte Strenge der Erwartung lag um seinen Mund.

Ein Hase kam angehoppelt, näherte sich bis auf wenige Schritte den beiden Regungslosen. Busacker hatte kein Interesse an Meister Lampe; in den Sommermonaten war er nicht einen Schuß Pulver wert. Grete Moormann ließ kein Auge von dem Hasen; unmittelbar vor ihr machte er Männchen und visierte die Gegend ab. Noch nie hatte sie den scheuen Gesellen so nah beobachten können. Er ließ sich wieder auf die Vorderläufe fallen, knabberte an einem Grashalm und setzte gemächlich seinen Weg fort.

Busacker zeigte nach oben. Ein Bussard zog seine Kreise ohne Flügelschlag, baumte dann auf im Wipfel einer Eiche.

Jäh legte Grete Moormann ihre Hand auf Busackers Ärmel, deutete mit der anderen nach links. Zwei Rehe äugten vom Waldrand in die Wiese. Busacker rührte sich nicht. Er war nicht sicher, ob ein Bock dabei war, vielleicht hatten zwei Ricken sich zum Nachtmahl zusammengefunden. Ganz langsam hob er das Glas. „Der Sechser!!" Das war kein Flüstern, nur eine Bewegung der Lippen. Die Hand preßte den Büchsenlauf.

Nach und nach, immer wieder sichernd, kamen die Tiere näher. Der Bock hatte die Gefahrenseite. Schlank und edel, mit den Lauschern spielend, hob er sich ab von dem Grün der Wiese. Jede Linie war kraftbetont.

Busacker schob die Büchse durch den Weidenbusch und nahm sie vorsichtig an die Backe. Der Bock stand in günstiger Schußentfernung, zeigte das Blatt. Busacker hatte vergessen, daß Grete Moormann neben ihm war. Er war nur Jäger. Langsam ging der Finger an den Abzug.

Da war eine Frauenhand auf seiner Büchse, verdeckte das Korn.

„Bitte, nicht!"

Er mußte absetzen, blickte in bettelnde Kinderaugen. „Des Lebens Quellen fließen —."

Hatte Grete Moormann es gesagt? Oder sprach der friedvolle Sommerabend?

Busacker stand auf. In langen Fluchten wechselte das Wild in den Wald zurück. Mochte es! Grete Moormann war mehr wert als ein Sechser.

„Um Ihretwillen mag er sich seines Lebens freuen, Fräulein Moormann!"

Wie ein gescholtenes Kind ging sie neben ihm den Weg nach Kleckerfeld zurück. Stärker wurde die Dämmerung.

„Lassen Sie sich unsere Jagd nicht zu Herzen gehen, Fräulein Moormann. Ich traure dem Sechser wirklich nicht nach."

„Ich hätte nicht mitgehen sollen, dann läge der Bock jetzt vor Ihnen. Wie ein Schulmädchen habe ich mich benommen."

„Wir dürfen von unserer Bockjagd nur niemand erzählen. Ganz weidgerecht war sie nicht. Und Bürgermeister Braun würde bedenklich den Kopf schütteln, wenn er von meiner jagdlichen Missetat erführe."

„Verzeihen Sie mir die Missetat!"

„Grete Moormann", sagte Busacker, und eine starke Erregung war in seinen Worten, „der Abend hat mir mehr gebracht als ein Sechsergehörn! Aber das sage ich Ihnen später —."

Grete Moormann schlug das Herz. Unvorstellbar Großes sah sie. Das Große hatte kein Nur. Es hatte Freude, die hinanreichte an die blassen Sterne, die über dem Kirchturm von Kleckerfeld hingen.

„Mir ist, als gingen wir wieder an der Bode bei Treseburg, Kamerad Grete. Auch damals war Vollmond. Und doch ist der Abend heute ganz anders. Der Kampf um den Sechser liegt dazwischen."

Busacker sprach, als habe er auf dem Pielk einen kapitalen Vierzehnender erlegt.

„Fräulein Moormann, wollen wir in den großen Ferien wieder wandern? Irgendwohin, wo uns niemand kennt?"

„Das Amt hat angefragt, ob ich mit einer Schar von erholungsbedürftigen Schulkindern an die See wolle; Oberende ist in Aussicht genommen. Ich kann nicht gut ablehnen."

„Das sollen Sie auch nicht. Ich freue mich, daß Sie die See kennen lernen. Sie ist groß im Verschenken."

„Und was haben Sie sich für die Hundstage vorgenommen?"

„Vorläufig noch gar nichts. Bald ist Gerichtssitzung in Sachen Lobedanz kontra Busacker. Vielleicht sperrt man den Sünder auf vier Wochen ein, damit er zur Vernunft kommt. Dann brauche ich mir über meinen Aufenthalt in den Ferien nicht den Kopf zu zerbrechen. Sie an der See, ich hinter schwedischen Gardinen. Aber Wasser und Brot bin ich vom Felde her gewöhnt."

„Ich wünsche Ihnen —"

Grete Moormann brachte den Wunsch nicht in Worte. Ein Weinen hätte ihn weggeschwemmt.

(Fortsetzung folgt.)

## Von der Liebe.

**Von Wilhelmine Baltinester.**

Nur das ist die große Leidenschaft, die große Liebe, wo für den einen und für den anderen außer dem geliebten Menschen kein anderer mehr auf der Welt ist, wo ihm die Welt und alle Menschen fremd werden und er selbst sich ganz neu wird.

*

Es gibt Dinge, über die man nicht reden kann und nicht reden soll. Es ist eine so wehleidige Zartheit um sie, daß man sie unsäglich verletzt, wenn man sie noch so leise berührt. Aber die Liebenden wissen es nicht, und sie reden immer davon und werden nie aufhören, einander weh zu tun.

*

Ein Händedruck kann mehr sein als Worte. Er kann auch weniger sein; aber er wird immer für mehr angesehen.

# Der Schal.

**Skizze von H. Kaminski.**

Wir gingen in Algier an Land. Auf breiter Grundlage baute sich die bunte Stadt in scharfem Dreieck vor uns auf, oben spitz begipfelt von der altersgrauen ehemaligen Zitadelle.

Was zeigt man dem Fremden in Algier, der, landesunkundig, nach schwerer Sturmfahrt und Hitze matt, zu allem „Ja!" sagt! Natürlich das Araberviertel! So ging es auch uns. Ein Führer vom Schiff aus bestellt, führte uns mit zwölf Leidensgenossen — unter dauerndem Zählen und Zusammenjagen — rechts vom Hafen nach dem von Schauern und Märchen geheimnisvoll umwobenen Araberviertel. Am Eingang der schmalen Gasse hielt der Führer einen ermahnenden Vortrag, daß er nur für die Sicherheit derjenigen Personen aufkommen könnte, die sich willenlos seinen Anordnungen fügten. „Eins — zwei — — vierzehn — bitte zusammen bleiben — bitte anreihen!" so begann der verhängnisvolle Aufstieg.

Ich muß gestehen, geheimnisvoll und eigenartig berührt dies seltsame Viertel den auch noch so weit Gereisten. Schmal steigt die Gasse langsam bergan, rechts und links weißes Gemäuer, schwarze Tür- und Fensterlöcher, hinter denen undurchdringliche Finsternis liegt. Altane schieben sich vor, von schwarzen Rundhölzern gestützt, und lassen zeitweise nur einen schmalen Streif des Himmels sehen. Auf kleinen Tischen und Kisten werden Früchte des Landes, goldgestickte Sandalen und bunte Tücher zum Kauf angeboten. Vermummte Gestalten, bei denen nur die Augen zu leben scheinen, kauern an der Schattenwand der Häuser. Frauen im bauschigen Hosenrock, weiße Tücher über Kopf und Schultern, gehen ruhigen Schrittes vorbei, ohne uns zu beachten. Dunkle, schwarz umzogene Augen brennen über dem weißen Gesichtsschleier, auf der Stirne leuchten die blauen Male ihres Volkes. Heiße Luft steht in der schmalen Gasse. Streng riecht es nach Hammeltalg, Kaffee und süßlichem Tabakrauch. „Eins — zwei — — vierzehn bitte zusammen bleiben — nicht zurück bleiben! Es ist auch für die Herren nicht ungefährlich im Araberviertel. Die Häuser sind durch den ganzen Felsen hin verzweigt. Die Polizei ist machtlos, meine Herren! Ich warne auch, den verschleierten Schönen ein allzu sichtbares Interesse entgegen zu bringen. Das ist nach Landessitte ein schweres Verbrechen und könnte bitter geahndet werden. Also bitte Vorsicht — bitte anreihen —. Ein — zwei — — vierzehn!" „Na, mir soll mal einer!" sagte belustigt mein Freund, kam aber mit dem Satz nicht zu Ende. Dicht vor uns, die wir den Nachtrab bildeten, tauchte eine Frau auf, riß sich das Tuch von den Schultern und begann einen Bauchtanz von wahrhaft erschreckender und anwidernder Wirkung. Wir warfen dem Weibe ein Almosen zu und strebten dem Führer nach. Der Weg bog jetzt nach links, und die schmale Gasse erweiterte sich zu einem kleinen Platz. Ein brauner Wüstensohn trat auf uns zu, machte eine höfliche, einladende Bewegung — und wir betraten sein Haus. Erst sahen wir gar nichts, dann entdeckten wir langsam in dem niedrigen, weiß getünchten Raume schmale Bänke, die an den Wänden entlang liefen, gegenüber dem Eingang ein schwarzes Türloch, dahinter Finsternis, dahinter schien wieder ein Türeinschnitt zu folgen. Hin und wieder glühte eine Zigarette auf. „Bitte, meine Herrschaften!" erklang unseres Führers Stimme. Man reichte uns kleine Tassen mit einem unangenehm schmeckenden Kaffee, das war der Höhepunkt der Exkursion.

Plötzlich stand, wie aus dem Dunkel gewachsen, ein Mädchen zwischen uns. „Herr, retten Sie mich!" Das war in reinem Deutsch gesprochen. Uns zuckten die kleinen Tassen in den Händen. „Allmächtiger! Ein deutsches Mädchen — verschleppt in der Gewalt dieser braunen, unheimlichen Gesellen!" Mein Freund faßte sich, wie immer in Frauenangelegenheiten, am schnellsten. „Folge uns!" flüsterte er ihr zu. Ein Gelbhäutiger schrie das Mädchen an. „Vorsicht!" hauchte sie. Mit viel Grazie und einem uns unverständlichen Kauderwelsch begann sie einen Schal, den sie um die Schultern trug, anzupreisen. Mein Freund ging sofort auf die Komödie ein. „Ja", bedeutete er ihr durch viele Gesten, „der Schal gefällt mir, ich will ihn kaufen, aber trage ihn mir bis zum Ausgang des Viertels!" Das Mädchen nickte mit angstvollem Blick — der finstere Geselle im weißen Burnus schrie ihr etwas zu, was wir nicht verstanden.

Der Führer rief: „Bitte, meine Herrschaften, wir kehren jetzt nach dem Hafen zurück, bitte anreihen, bitte nicht zurück bleiben — eins — zwei — — vierzehn!" Wir zogen weiter, das Mädchen zwischen uns, der Unheimliche im weißen Burnus folgte. „Den werden wir nicht los", sagte mein Freund, „ohne Trauerspiel geht das nicht ab, wenn wir nicht zu einer List greifen!" Unterwegs wurde es uns klar, wie wir es machen wollten. Wir zahlen dem Mädchen den Schal, sie gibt ihn uns nicht, sondern läuft mit Schal und Geld davon — wir verfolgen sie scheinbar — treffen uns alle am Hafen, und sie kommt mit auf das Schiff. Brockenweise wurde dem Mädchen der Plan zugeflüstert. Sie nickte mit glänzenden Augen, wurde mit jedem Schritt sichtbar ängstlicher und wich entsetzt vor jeder dunklen Türöffnung auf die Mitte des Weges.

Als hätten ihre braunen Peiniger ihre Fluchtgedanken erraten, schien sie zu bangen, daß aus dem Dunkel der Häuser sich plötzlich braune, sehnige Arme streckten, um sie zurück zu reißen. Endlich nahm die schmale Gasse ein Ende, mein Freund zog umständlich mit zitternden Fingern die Brieftasche und gab dem Mädchen einen großen Geldschein. Wechseln konnte sie natürlich nicht. Aber das war ja auch gleich. Wir sahen uns ja am Hafen wieder. Hui! war das Mädchen davon — hui! war mein Freund hinter ihr her! „Werter Herr, zählen Sie fortan nur bis zwölf", rief ich lachend unserem Führer zu, „wir beide schwenken hier ab!" Ich erreichte meinen Freund in einer Gasse am Hafen. „Sie ist verschwunden, ich habe sie aus den Augen verloren — vielleicht hat sie der braune Hund abgefangen."

Schweren Herzens schritten wir in der Nähe unseres Hafens auf und ab. Die Schiffssirene ertönte: das erste Zeichen, sich zu sammeln. Die Barkasse stieß nun vom Schiff ab, um uns einzuholen. Wir suchten die Straßen ab — wir riefen — die Barkasse schwamm vollbesetzt nach dem Schiff zurück — das Mädchen blieb verschwunden. „Wir gehen zum Konsulat!" eiferte mein Freund. Die Dampfpfeife heulte auf. Das letzte Zeichen! Wenn wir jetzt nicht an Bord zurückkehrten, blieben wir hier sitzen, ohne Kleider, mit geringen Barmitteln. „Komm, zum Donnerwetter!" schrie ich meinen Freund an.

Ein Kahnführer, der uns schon bemerkt hatte, bot seine Dienste an. Ich sprang in den Kahn und versuchte den unverschämten Preis zu drücken. „Komm endlich!" rief ich meinem Freunde zu. „Wir schreiben an alle Behörden, hetzen die ganze Beamtenschaft auf. Mehr können wir persönlich ja auch nicht tun." Der Kahnführer lachte, daß die weißen Zähne in dem braunen Gesicht leuchteten. „Mädken no kommen!" schüttelte er vergnügt das Haupt. Ich stieß meinen Freund in den Kahn. „Los!" — Bald schwammen wir auf blauer Flut.

Da kam aus schmaler Gasse das Mädchen gesprungen, schwenkte lachend den Schal. „Gute Reise", rief die Schöne fröhlich zu uns herüber. „Kommen Sie bald wieder!" Das harte „R" verrièt die Ausländerin, nun sie laut und deutlich sprach. „Nichtsnutzige Marjell!" schrie mein Freund, der aus Ostpreußen stammte. Mehr noch riefen sie sich bei immer größer werdender Entfernung aus vollster Lungenkraft zu. Schließlich wünschte man sich gute Reise und weiter blühenden Schalverkauf.

Wir buchten lachend achtzig Mark mehr auf Konto Reiseunkosten und waren innerlich befreit und glücklich, nicht eines der schrecklichen Dramen großer Hafenplätze miterlebt zu haben.

---

# Musikalische Geheimnisse der Natur.

**Von Dr. Fritz Stege.**

Der weltberühmte Geiger Fritz Kreisler bezeichnete vor einigen Jahren in einer Londoner Zeitung den Gesang des Waldes als die schönste Musik. „Ich erquicke meine Ohren an der Musik des Waldes und werde durch sie erfrischt, wenn alle anderen Töne ihre Macht über mich verloren haben. Es ist ein Mittel, das immer heilt. Der Wind ist der Grundton für viele Musik der Natur. Man kann sogar die verschiedenen Töne unterscheiden, die er in den einzelnen Getreidearten hervorruft. Die tiefe Stimme des Weizens zum Beispiel mag uns wie der Baß eines Sängers anmuten, der höhere Ton der Gerste wie der Sopran einer Sängerin; und der schrillere, aber liebliche Ton des Hafers ist manchmal wie ein Tenor, manchmal wie die helle Stimme eines Chorknaben. Es gibt aber auch Zeiten, in denen keine Musik der Welt so schön wirkt wie vollkommene Stille. Wenn ringsum alles still ist, dann erwachen die inneren Harmonien, und in solchen Augenblicken vermag man die Harmonie der Sphären zu begreifen."

In der Geschichte aller Zeiten und Völker beansprucht die Musik der Natur eine wichtige Rolle. Pflanzen und Mineralien, Winde und Gewässer erwachen zu tönendem Leben — oft in derart überraschendem Maße, daß abergläubische Vorstellungen in der Psyche des naiven Naturmenschen auftauchen konnten. Der eigentümliche Ton des windbewegten Binsenrohres auf Sylt vermochte in früheren Zeiten abergläubische Seefahrer in die Flucht zu schlagen. Als der Erzbischof Dunstan im 10. Jahrhundert den Wind auf einer freihängenden Aeolsharfe spielen ließ, wurde er der Zauberei verdächtigt. Der „Singende Baum" aus „Tau-

send und einer Nacht", die Sagenkreise des „Wilden Jägers" und der „Sirenen" finden in der Musik des Waldes und der Gewässer die Ursache ihrer Entstehung. Bei den Druiden war die Sirene die Personifikation der Pflanzenharmonien, die sie als magische Stimmen zu erklären suchten, als Offenbarungen der Götter selbst. Der zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges lebende gelehrte Jesuitenpater Athanasius Kircher behauptet, daß der Wind in den Bäumen einen natürlichen Dreiklang erzeuge, wenn man sieben Bäume von proportionaler Größe nebeneinander im zeitlichen Abstand von sieben Jahren pflanze. Der Hamburger Musikschriftsteller Mattheson veröffentlichte um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine seltsame Schrift über ein „unterirdisches Klippenkonzert in Norwegen" mit einer Reihe übernatürlicher Begleitumstände, während die kleine Melodie eines aufgezeichneten Notenbeispiels offensichtlich auf Erweckung von Tonvorstellungen im Reiche der Naturmusik zurückzuführen ist.

Der tönende Wassertropfen in einer bekanntesten „Tropfgrotten", der Fingalshöhle auf den Hebriden, hat den Komponisten Mendelssohn zur Schöpfung seiner „Hebriden-Ouvertüre" angeregt. Selbst der leblose Stein vermag musikalische Klänge hervorzurufen. Zu den berühmtesten Erscheinungen gehört der klingende Felsen, den Humboldt am Ufer des Orinoko fand, sowie die Memnonssäule in Aegypten, deren leiser, zitternder Ton beim ersten Sonnenstrahl auf den jähen Temperaturunterschied zurückgeführt wurde.

Richard Pohl schreibt in seinen „Akustischen Briefen": „Die Elementarstimmen der anorganischen Natur sind geheimnisvoll in ihrem Ursprung, rätselhaft in ihrer Erscheinung. Von keiner Menschenhand erregt und von keiner erreicht, entstehen sie scheinbar zufällig und verschwinden geisterhaft. Sie sind es, die von Anfang an da waren und „mit dem Geist Gottes über den Wassern schwebten", das Walten der Natur nach dem ewigen Gesetze „Bewege Dich" laut verkündend." Noch heute haben diese Worte Geltungswert. Noch heute lassen sich seltsame, unerklärte Laute in den Pyrenäen, in Persien, am Sinai (der „rollende Sand"), in Schweden (das Wettersee-Phänomen), auf Ceylon (die von vielen Forschern beobachtete, sogenannte Teufelsstimme) hören. Auch Deutschland besitzt ein musikalisches Naturwunder, das „Singende Tal" bei Thronecken (Röderbachtal). In völliger Einsamkeit, fünf Kilometer von dem nächsten Ort Malborn entfernt, durchziehen eigenartige Glockenklänge von stets gleichbleibender Tonhöhe auf einer deutlich verfolgbaren Wegstrecke das Tal als kompakte Tonmassen, deren Herkunft und Entstehungsursache trotz zahlreicher Theorien bis heute noch nicht restlos geklärt sind.

Eine merkwürdige Erscheinung der Naturmusik hat eine eingehende wissenschaftliche Behandlung gefunden. Es betrifft den Grundton der Wasserfälle. Der Züricher Geologe Professor Albert Heim veröffentlichte in den „Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft" Beobachtungen mehrerer Versuchspersonen, die in starken Wasserfällen regelmäßig den C-dur-Dreiklang mit dem Grundton F als Unterquinte von C heraus hörten. Neuerdings hat Professor Dr. Georg Anschütz in Hamburg die Untersuchungen fortgesetzt und war in der Lage, tatsächlich das Vorhandensein eines tiefen F als Grundton des Wassers festzustellen. Die Jahrtausende alte chinesische Lehre vom Grundton der Natur gewinnt damit neue Bedeutung. Das chinesische Tonsystem basiert auf F, dem „erdentsprungenen Großen Ton".

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Musik der Natur einen wichtigen Einfluß auf die Entstehung und Entwicklung der Musiktätigkeit ausgeübt hat. Die Nachahmung der Vogelstimmen führte in ältesten chinesischen Sagen zur Entdeckung der Musik. Schon vor mehreren tausend Jahren gebrauchten die Chinesen eine „Felsenharmonika", den „Nioking" aus tönenden Steinen. Instrumente zur Nachahmung von Vogelstimmen finden sich bei den Bellakula-Indianern an der Behringstraße, Flöten mit Vogelnachbildungen besitzt die ethnographische Sammlung in Basel. Die Erfindung der ägyptischen Lyra wird auf saitenartige Überreste in leeren Schildkrötengehäusen zurückgeführt, die im Winde tonerregend wirkten. Die älteste Musikphilosophie der Chinesen, Chaldäer und Perser ist im Grunde nichts als eine seltsame Natursymbolik. Die Natur unserer Musik wurzelt in der geheimnisvollen Musik der Natur.

# Ein Fischerdorf am Kattegat.

Stimmungsbild von Herman Sörgel.

Immer wieder wandere ich durch das Dorf. Die Häuschen sind so winzig, man kann mit der Hand auf das Dach langen und die Strohhalme herausziehen. Auf vielen wachsen gelbe Blumen und Moos. Innen ist eine niedrige breite Stube, die nach beiden Seiten hin Fenster hat. Durch ein paar rotbestickte Gardinen sieht man über den Tisch hinweg in den gepflasterten Hof; am Fenster sitzt eine alte Fischersfrau und näht. Manchmal sieht sie über die Nadel weg in den bescheidenen Hausgarten, wo ein paar langgestielte Glockenblumen im Winde nicken. Ein dichtbezottelter Hund liegt vor der Tür, am Zaun hängen die Netze zum Trocknen.

Im kleinen Hafen geht es lebhafter zu. Bei Tage wird an den halbfertigen Booten gebaut und gezimmert; am Abend kommen die Fischer von der See und verkaufen ihren Fang. Die Brandung wird stärker und spritzt über die Mole; dann wird das Leuchtfeuer an der Einfahrt angezündet, die Fischer stecken ihre Pfeifen in Brand und gehen heim. Drüben am Hügel stellt der Müller seine Windmühle; ein Bauer kommt noch angefahren, ein Sack fällt schwer durch die Luke von oben in seinen Wagen. Dann verschwindet auch der mit dem müden Gaul durch den Hohlweg. Zwei junge Katzen spielen und purzeln über den Hang herab; es wird dunkel. — „Gilleleje" heißt das Dorf. Klingt der Name nicht wie Musik, wie ein nordisches Wiegenlied?

Später treffen sich ein paar Männer bei dem einsamen Hause am Strand. Schweigend und bedächtig kommen sie, einer nach dem andern, bis die lange Hausbank unter dem Dach ganz besetzt ist. Der letzte sucht sich einen Platz auf einem der Steine, wie sie so umherliegen. Immer einer spricht nur, und die anderen hören alle zu. — Die Wellen singen ihre eintönige Melodie, die Masten schaukeln ein wenig, die Wolken formen phantastische Gebilde.

In der Nacht ist Sturm. Die Häuser der Menschen ducken sich. In der Stube brennt noch ein Licht, der alte Fischer raucht seine Pfeife. Das müde Fensterauge zwinkert, so oft der Wind es rüttelt, und läßt dabei ein wimmerndes Fauchen hören. Wenn der Mond plötzlich hinter den jagenden Wolkenfetzen erscheint, leuchtet es grell auf. Sekundenlang. Dann scheint das kleine Öllämpchen da drinnen erlöschen zu wollen — wie Peitschenhiebe fallen die gleißenden Mondstrahlen auf die langen Reihen gleichgeformter Dächer und Mauern. In fahlem Schein liegen die blaudunklen Hütten da draußen. Das Blinkfeuer des Leuchtturms gleitet wie fernes Wetterleuchten drüber hin: ein großer unheimlicher Zeiger, der seine Runde auf das ganze Land ausstreckt. Die schwarze Mühle am Hügel begleitet ihn mit wilden Flügeln.

Ein Heulen geht durch die Luft, ein Zischen von unzähligen weißen Wellenkämmen, die unentwegt ihre Phalanx — eine nach der andern — heranstürmen. Bleifarbene Dämpfe steigen von der zerzausten Gischt auf und jagen, vom Orkan erfaßt, über Wasser und Land. Ein schneidendes Messer gleitet aus endloser Ferne über die Erde in rasender Jagd. Brutal ertrotzt der Sturm sich Bahn. — Eine Scheibe kracht klirrend zusammen. Eine Dachschindel wird in die Höhe gerissen, man hört sie nicht fallen!

In der kleinen Kirche erbeben die schmucken Schiffsmodelle, die als Weihgaben am Deckenbalken aufgehängt sind. Sie erzittern für die Wirklichen, die Großen, denen sie Vorbild und Symbol bedeuten. Werden jene Schiffe, die nun auf dem Meere schwimmen, dies Zittern bestehen? Frauen und Kinder warten morgen am Strand und schauen, ob sie wieder kommen . . . Vom Horizont her kommt eine eisige müde Helligkeit . . .



## Bunte Chronik



* **Durch einen Adler vom Felsen gestürzt.** Auf ungewöhnliche Weise ist ein junger Araberknabe in Zemmora bei Oran ums Leben gekommen. In der Nähe der Kirche dieses Ortes hatte ein riesiger Adler in etwa 30 Meter Höhe auf einem Felsen ein Nest gebaut. Täglich brachte er seinen Jungen die Nahrung, die mal aus einem Kaninchen, mal aus einem Rebhuhn oder mitunter aus einem kleinen Lamm bestand. Die Kinder der Eingeborenen hatten dies beobachtet und paßten regelmäßig die Abwesenheit des Adlers ab, um in das Nest zu klettern und die kostbaren Leckerbissen zu entfernen. Dieses verwegene Spiel fand sehr bald ein tragisches Ende. Vor einigen Tagen kletterte ein junger Araberknabe wieder bis an das Nest und holte sich den Hasen heraus, den der Adler hierher geschleppt hatte. Plötzlich erschien der Raubvogel über dem Knaben und schoß wie ein Blitz auf diesen herab. Schwer am Kopfe verwundet, stürzte der Knabe ab und wurde tot am Fuße des Felsens aufgefunden. Die Gendarmerie des Ortes erschien sofort und fing den kleinen Adler, doch forderten die Eingeborenen die Zurückgabe des Tieres, da sie den alten Raubvogel als ein heiliges Tier ansprechen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.